

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

106 (7.5.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 19

Hebbels Hymnus an die Mutterliebe

Von Dr. Willi Weils

Im Laufe dieses Jahres werden 75 Jahre vergangen sein, seit Friedrich Hebbel sein idyllisches Epos „Mutter und Kind“ vollendete. Dieses Preislied auf die Mutterliebe und auf den beseligenden Besitz des eigenen Kindes ist leider zu wenig bekannt. Und doch gehört diese kleine Dichtung zu dem Besten, was seine lyrische Muse geschaffen hat.

Sehn Jahre lang hat sich Hebbel mit dem Gedanken getragen, ehe er zu dichterischer Gestaltung schritt. In selbiger Freude über sein Kind schrieb Hebbel am 20. Januar 1847 in sein Tagebuch: „Welch eine Freude mir mein kleines Kind macht, ist kaum zu sagen. Daran sehe ich, wie ich die Mutter liebe. Könnte ich der Welt zeigen, wie sehr sie es verdient!“ Aus diesem Gefühl heraus tauchte der Plan einer Dichtung auf, die den Wert des Kindes und die tiefe Liebe einer Mutter preisen sollte. Kurz darauf verzeichnet das Tagebuch unter dem 22. Januar 1847 den Eintrag, der schon den Grundgedanken der ganzen Dichtung enthält: „Reiche Leute pränumerieren sich bei armen auf ihr erstes Kind, suchen gesunde Personen aus, lassen sie sich, bloß zu diesem Zweck, heiraten, versehen sie in sorglose Verhältnisse, versprechen ihnen für den Säugling eine bedeutende Summe; sowie aber das Kind da ist, will die Mutter nicht auf die Abtretung mehr eingehen, und nun kehren sich alle Verhältnisse um, denn die Armen würden sich nicht geheiratet haben, wenn sie nicht auf das Geld gerechnet hätten; sie verftücken sich durch den Entschluß der angestrengtesten Arbeit, wodurch sie sich aus der Verlegenheit ziehen und den in Gedanken begangenen Trevel abbüßen.“

An sich war der Grundgedanke in dieser Form nicht zu verwenden. Es wäre das peinliche Gefühl geblieben, daß der Reiche durch sein Geld sich Mutterglück und Kindesliebe hätte erkaufen können. Darum schuf Hebbel die Gestalt eines Dritten, der beide Parteien in die Versuchung führt, dann aber auch beide zur sittlichen Läuterung gelangen läßt. Diese Gestalt ist als Freund des Reichen wie als Bekannter der Armen mit beiden Gruppen verknüpft; Hebbel nennt ihn Dr. Mittler und deutet somit seine Rolle deutlich an. Allerdings gelang es nicht, diese Person organisch mit der Dichtung zu verknüpfen. Denn der Doktor befaßt sich erfolgreich als Anreger in der heißesten Angelegenheit; dann aber hat er seine Rolle ausgespielt, und nur unter einem Zwang tritt er am Schluß noch einmal auf.

Spiel und Gegenpiel verteilen sich auf den reichen, kinderlosen Kaufmann aus Hamburg mit seiner Gattin und auf den Fuhrknecht Christian mit seiner Erwählten, der Küchennagd Magdalena, die im Hause des Kaufherrn tätig ist. Unmöglich ist es für die beiden schlichten Leute, bei ihrer Armut zu heiraten. Ihre Vernunft zeigt ihnen im abschredenden Beispiel einer bekannten, ebenso armen Familie, welches traurige Los auch ihrer

barren könnte. Da die Heimat und das Vaterland keine besseren Zukunftsaussichten bieten, will Christian mit noch zwei Kameraden dem lockenden Ruf des goldreichen Kaliforniens folgen. Schon dieses Motiv zeigt, wie Hebbel seine Dichtung in die unmittelbare Gegenwart hineinstellt. Der Trennungsschmerz, die Abnung, den Geliebten ganz zu verlieren, das nahe Weihnachtsfest bedrängen das Gemüt Magdalenas; ihr aufgelöstes Innere ist der günstige Boden für den Gedanken des Doktors.

Aber auch für die andere Seite ist das Weihnachtsfest von besonderer Bedeutung. Denn mit größerem Schmerz lastet das Bewußtsein der Kinderlosigkeit in diesen Tagen auf der Gattin des Kaufherrn. Er selbst hat sich mit der bitteren Tatsache abgefunden. Die entsetzliche Not, die der große Brand in Hamburg 1842 an den Tag brachte, hat ihm den Weg gezeigt, seinen Reichtum an die Armen zu verwenden. Die schroffe Stellung gegen den Egoismus des Besitzes, die Hebbel wiederholt erkennen läßt, weist ebenfalls auf die neue Zeit und auf die sozialen Kämpfe der Entstehungszeit hin:

Man spricht von roten Geperstern,
Die man mit Blei und Pulver beschleichen mußte. Sie sind wohl
Noch viel leichter zu bannen: man gebe ihnen zu essen,
Und, anstatt die Erde in unerfättlicher Goldgier
Auszuschmelzen und dann als Schläge liegen zu lassen,
Wie es ein Rothschild tut, bestelle man Wästen und weise
Ihnen die Acker an.

Voll Schmerz und mit Neid hatte die Gattin des Kaufherrn auf glückliche Mütter geblickt; so oft sie blühende Kinder sieht, schneidet es ihr durchs Herz. Nun scheint auch sie überwunden zu haben. Sie will ein Waisenkind adoptieren und dadurch ihren Kummer stillen.

So sind beide Frauen aufnahmefähig für den Gedanken des Doktors: „Gebt das Paar zusammen und macht den Erlös zum Erben!“ Freudig ergreift die reiche Frau den Vorschlag; sie treibt die Liebe zum Kinde. Aber sofort stellen sich die Bedenken ein. Erst als der Gatte ihr verspricht, den durch ihn vereinten Liebenden ihr Schicksal anheimzustellen, gibt sie ihre Bedenken auf. Magdalena ist sofort bereit; ihr Verlangen nach Vereinigung läßt kein Bedenken aufkommen. Wir ahnen, daß dieses Glücksgefühl nicht anhalten wird und daß der Konflikt bald ansprechen wird. Wie wird sich die zukünftige Mutter stellen, wenn die harte Bedingung erfüllt werden muß:

Aber bevor noch der Säugling den Mutternamen gestammelt,
Muß sie sich trennen von ihm, denn mich nur darf er so nennen!

Dichterisch schön ist der vierte Gesang, in dem auch Christian sich verleihten läßt. Er ist, wie Hebbel im Tagebuch vermerkt, „im Krater beim Weihenpflücken entstanden“. Zunächst muß er das edle Anerbieten des Kaufherrn als unfahbare Güte ansehen, dann aber stutzt er, als ihm die Bedingung eröffnet wird:

Und das Kind zu lassen, damit wir es christlich erziehen
Und es zum Träger des Namens sowie zum Erben ernennen.
Magdalena gibt in seinem Namen das Versprechen; der Konflikt wird fahbarer.

Am Fuße des Brodens läßt der Dichter das junge Eheglück des neuen Paares sich abspielen. Aber auf

das Jdyll fallen bald die ersten Schatten, als Magdalena ihrer Mutterschaft gewiß wird. Jetzt tritt die Bedingung in ihrer ganzen Schwere greifbar vor die Augen. Wird die Mutter es ertragen können; das kommende Kind an Fremde abzugeben, als Entgelt für Wohlthaten? Nur die Flucht scheint ihnen helfen zu können, als dann das Kind geboren ist und die Mutterliebe ihr eigenes Fleisch und Blut ans Herz drücken kann. Lieber im Elend, als im teuer erkaufte Besitz! Schon naht der Tag, an dem der Kaufherr das Kind übernehmen will. Da verlassen die glücklich-unglücklichen Eltern den Hof, lassen genaue Rechenschaft über das anvertraute Gut zurück und taufen erst noch das Kind. Als die Reichen niemanden im Hause vorfinden, wird ihnen der Grund der Flucht sofort klar. Der Frau des Kaufherrn regt sich das Gewissen. Sie fühlt, wie selbstsüchtig sie gehandelt hat, als sie das Mutterglück der Armen vernichten wollte, um es selbst zu finden. Sie überwindet, ebenfalls ihr Gatte. Von Unruhe gepeitscht wegen des drohenden Verlustes ihres Kindes, eilen die Flüchtlinge nach Bremen, um sich nach der Neuen Welt einzuschiffen. Hier treffen sie den einen der Kameraden, der damals mit Christian auswandern wollte. Enttäuscht kehrt er als revolutionärer Kommunist aus Amerika zurück. Wieder gibt Hebbel ein Zeitbild, indem er Christian gegen die Lehren des kommunistischen Utopisten auftreten läßt. Mutig und entschlossen tritt das Paar dem Kaufherrn und seiner Gattin entgegen, gerade als diese sich schon voll Entsetzen das vom Elend abgezehrte Kind vorstellt und nur den einen Wunsch hegt, das Kind gerettet zu wissen. Nicht durch Wegnahme des Knaben, sondern durch liebevolle Sorge für Eltern und Kind hat das reiche Paar Frieden und Glück gefunden.

Die Hinweise auf die soziale Unterströmung zeigte, inwiefern Hebbel dieses Epos sein „soziales Glaubensbekenntnis“ nennen konnte. Kapitalismus, drückende Armut, Bourgeoisie und Proletariat, Goldsuchertum in Amerika, erstes Auftreten des Sozialismus und Kommunismus ziehen sich bedeutungsvoll durch die Dichtung, und klar gibt Hebbel seiner Einstellung Ausdruck. Aber dieser historische Hintergrund tritt zurück vor dem leuchtenden Menschentum, das uns der Dichter in lebendigen Farben schildert, zurück vor allem vor dem tiefempfundenen Preise der Mutterliebe und vor dem Hymnus auf den beseligenden Besitz des Kindes:

Wer zählt die Freuden der Eltern
An der Wiege des Kindes, und wer die Bonnen der Mutter,
Wenn sie noch alles in allem ihm sein darf, während der Vater
Ihm noch ferne steht, wie Himmel und Erde, und einzig
Durch die Sorge für sie, die beide vertritt, wie ihn selber,
Seine Liebe zu ihm betätigt! Wer nennt uns die Sprossen
Dieser goldenen Leiter der reinsten Gefühle, auf welcher
Sich der Mensch und der Engel begegnen und tauschen, und
Alle Sphären verbindet und alle Wesen vereinigt!
Welches Welches irdische Glück ist diesem höchsten vergleichbar,
Das uns über uns selbst erhebt, indem wir's genießen,
Und wenn wird es versagt, wenn wird es gekränkt und ge-

Fürsten empfinden's nicht tiefer, und Bettler empfinden's nicht schwächer,
Weil die einen den Säugling in Purpur wideln, die andern
In die Krippe ihn legen, das gibt kein Mehr und kein Minder,
Und so ist die Natur gerecht im ganzen und großen
Und verteilt nur den Tand, die Flitter nach Lust und nach Laune.

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Zusammenhang zwischen Erdbeben und Küstenhebung?

In aller Erinnerung ist noch das entsetzliche Erdbeben in Neu-Seeland, das kürzlich Tausende vernichtete. Obwohl natürlich auch für dieses Land schon frühere Erdbeben — besonders um 1888 herum — bekannt waren, und noch jetzt heiße Quellen und Vulkane von unterirdischen Kräften zeugen, so kam doch das Erdbeben in seiner Größe vollkommen unerwartet für dieses so schöne und reichsegnete Land. Eine Entdeckung, die neuerdings L. C. King gemacht hat, zeigt jetzt allerdings, daß man ein solches Unheil vielleicht doch schon früher hätte abnen können, und zwar aus folgendem Grunde: Neu-Seeland zerfällt in zwei große Inseln, von denen die nördliche mit ihren tiefeingreifenden, inselreichen Buchten, die unruhigste ist. King fand nun zu seinem Erstaunen an der Südküste der Nordinsel, daß das ganze Land in einer Bewegung begriffen ist, und zwar hebt sich die Küste, so daß Land, das früher unzweifelhaft Meeresboden war, jetzt offen zu Tage liegt. Nun ist diese Erscheinung natürlich auch in anderen Gebieten beobachtet worden, z. B. in Nordeuropa, Sibirien und Amerika, was aber hier das Besondere ausmacht, ist der Umstand, daß sich in Nordseeland deutlich Terrassen gebildet haben. Das zeigt, daß die Hebung rudertartig erfolgte, daß nur zu gewissen Zeiten Kräfte in Tätigkeit traten, und zwar Kräfte von gewaltigen Ausmaßen, denn es finden sich Erhebungen und Krümmungen bis zu 300 Meter. Es ist verständlich, daß man als Ursache dieser gewaltigen Leistung, die gleichen riesigen Kräfte vermutet, die bei Erdbeben und Vulkanausbrüchen hervortreten. Weiß man doch, daß solche Eruptionen Ländereien verschwinden, aber auch

neue austauschen lassen können. Das erschütternde Beispiel dafür ist wohl der Ausbruch des Mont Pelé, eines Vulkans im Norden der französischen, westindischen Insel Martinique im Jahre 1902 gewesen: am 8. Mai, bemerkenswerterweise fast gleichzeitig mit Ausbrüchen von anderen Vulkanen in Mittelamerika und der Soufrière von Saint Vincent, bildete sich bei Karam, blauem Himmel über dem Krater eine kegelförmige Wolke, aus der um 8 Uhr 1 Minute Blitze zuckten, begleitet von ungeheuren Schlägen, und die sich drohend schwarz von vorn und rotglühend von der Seite, in rasender Eile über Bergänge und Täler der Stadt Saint-Pierre näherte und diese binnen zwei Minuten mit samt ihren 26 000 Einwohnern vollständig vernichtete! Ein Teil der Insel sank ins Meer, dafür trat an anderer Seite neues Land hervor. Ja, sogar zwei Inseln bildeten sich, die allerdings später wieder verschwanden. Auch bei anderen Erdbeben und Vulkanausbrüchen, z. B. vom Krakatau am 20. Mai 1883, vom Vulkan Santa Maria, hat man beobachtet, daß sie mit Landhebung verbunden sind, so daß dies eine Stütze der Entdeckung Kings bedeuten würde.

Zucker.. Nebenprodukt der Zuckerindustrie

Zimmer häufiger hört man von Überproduktionen und deren sinnlose Verwendung: Der Weizen Kanadas wird verfeuert, der Kaffee Brasiliens sogar ins Meer geworfen. Ein gleiches Schicksal drohte auch dem brasilianischen Zucker, der aber neuerdings auf Motorbetriebsstoff umgearbeitet wird, also zum großen Teil nur noch ein Zwischenprodukt bei der Herstellung einer abfahrsfähigen Ware bildet. Bekanntlich spaltet sich Zucker durch Vergären in Alkohol und Kohlensäure. Ersterer bildet nun den Hauptbestandteil des Treibstoffes, der unter dem Namen „Uzga“ in den Handel kommt und sich schon gut bewährt hat. Interessant ist auch, daß man für die vom

Zuckersaft befreiten Zuckerröhren, die sogenannten „Bagaße“, eine geeignete Verwendung gefunden hat. Früher dienten sie als mäßiges Heizmaterial in der Zuckerröhrenfabrik, als Futter- oder Düngemittel waren sie untauglich. Jetzt stellt man aus ihnen durch Zerkleinern und Vermischen mit Harz und Mann ein schall- und wärmedichtes Baumaterial her, „Celotex“ genannt, das für Fernsprechkabeln und Kühlanlagen sich sehr brauchbar erwiesen hat.

Warum finden sich Katzen immer nach Hause?

Der Zoologe Professor Fr. E. Herrick von der Staatsuniversität von Cleveland hat interessante Untersuchungen über die Fähigkeit der Katzen, den Weg in ihre Heimat zu finden, angestellt. Bei diesen Experimenten wurden verschiedene Methoden gewählt. Einmal waren die Entfernungen verschieden, die die Katzen von ihrer alten Heimat trennten. Manchen Katzen wurden die Augen verbunden. Bei anderen schaltete der Forscher zeitweilig Gehör und Geruchsvermögen aus. Überraschenderweise fanden jedoch alle Katzen den Weg in ihre alte, oft recht weit entfernte Heimat. Selbst die Katzen, die Herrick chloroformiert hatte, um sie ihren Heimweg vergessen zu lassen, kamen richtig an. Somit haben die Versuche Herricks gezeigt, daß die Katzen unter allen Umständen fähig sind, ihre alte Heimat wieder zu finden. Herrick erklärt diese rätselhafte Fähigkeit mit dem Vorhandensein eines „inneren Bildes“ im Sinnesorgan der Katze von dem Wege, den sie zurückgelegt hat. Dieses „innere Bild“ befähigt sie, den Weg zu finden. Wahrscheinlich prägen sich die Richtungen im Katzenhirn ein, die dann automatisch die Verfolgung des Weges ermöglichen. Allerdings irren manche Katzen eine zeitlang umher, um dann aber schließlich doch den richtigen Weg einzuschlagen.

Goethe und der Rhein

Von Prof. Dr. Karl Sudhoff, Universität Leipzig

Goethe ist ja im Grund ein Rheinländer, geboren auf dem linken Rheinufer, der die offene weite Ebene zwischen Vogesen und Harz im Westen, Schwarzwald—Odenwald im Osten gegen Norden hin abschließt, den Strom nach Westen abbiegen läßt und bei Bingen zum Durchbruch zwingt, so daß sich das Rheinuferland bis Bonn zu schmaler Rinne verengt, die an Romantik der Landschaft mit ihrem Burgen- und Nebengürtel Höchstes bietet. Und doch wirken die Tage und Wochen, die Goethe liebhaftig am Rheine zubringen durfte, nur wie Episoden besonderer Färbung im Ablauf seines begnadeten Lebens.

Über dies Taunusgebirge, „das von Kindheit auf so fern und ernsthaft vor ihm gestanden hatte“, ging des vierzehnjährigen Weg ins Rheintal. Von seinen Höhen sah er den Fluß „weither schlängeln“, stieg nieder zu seinem Ufer und hinüber nach Mainz (27, 19), das ihn damals, 1764, weniger fesselte als die freie Weite des Gaus. Was ihn am meisten noch lockte, waren die Reste aus Römerzeit. So zeichnete er den Drususstein auf der Zitadelle, woran er sich nach 30 Jahre später erinnerte, als er wieder vor diesen Mauerblöcken trat.

Sein Rheinland ging aber bald schon bis Straßburg hinauf, von dessen „Münster“ sein Kunstsinns 1770 Besitz ergriß (27, 270, 278), wie er es in begeisterten Worten „Von deutscher Baukunst domini magistri Ervini a Steinbach“ später festgehalten hat (37, 139—151), in denen er sich zum „Gotischen“ zurecht findet, das er als „Deutsches“ will (28, 98), was ja auch für das Münster gilt im Gegensatz zur französischen Gotik des Kölner Domes, der ihn des öfteren später in seinen Bann zog, seit er sich „gerne mit vaterländischen Merkmalen beschäftigte“ (28, 100).

Bald schon, nachdem er in den Jahren um den Münster das „paradiesische Rheintal“ genossen, ist er dem Rhein in anderer Strecke freudig schauend nahe getreten und diesmal nicht in „leidenschaftlicher Liebhaberei zu altertümlichen Resten“ (28, 48), sondern in der Freiheit der Natur. Nach der Enge von Wehrer wandert er lahnabwärts im September 1772, und es „eröffnet sich ihm wieder der alte Rhein“ (28, 177). Nach köstlichen Tagen im „Tal“ am Fuße des Ehrenbreitstein, im Hause der Frau von La Roche, ging es mit Mercedes rheinaufwärts in recht langsamer Fahrt von Koblenz nach Mainz auf gemieteter Nacht bei herrlichem Wetter; „jede Stunde schenkte die Schönheit des Rheintales zuzunehmen“, die man sich so völlig aneignete, indem fleißig gezeichnet wurde (28, 186/187).

Schon im Hochsommer 1774 durfte er sich freuen, den herrlichen Rhein wieder zu sehen und sich an der Überraschung derer zu ergötzen, die dies Schauspiel noch nicht genossen hatten“ (28, 280), auf der Fahrt zur keimenden Jugendfreundschaft mit dem Philosophen Fritz Heinrich Jacobi. Für Goethe selbst bot sich in der Ausbreitung des Flusses in seinem Unterlauf ein neuer Eindruck (28, 291), wie er in Mahomets Gesang und entgegenklang (2, 54/55). Seine junge Freundeswonne erreicht ihre höchste Sättigung in Köln bei „ihm“ im „Mondenschein, der über den breiten Strom zitterte“ (28, 290). In Köln war es auch, „wo das Altertum eine solche unberechenbare Wirkung neu auf ihn ausübte und die Ruine des Domes (wie er das damals unfertige Bauwerk benannte) die von Straßburg her gewohnten Gefühle bei ihm wieder erregte“ (28, 284). Die Stadt Mainz sah er im Dezember des gleichen Jahres nochmals für einige Tage, vom Erbprinzen von Weimar, Karl August, der ihn mit Bruder und Begleitern in Frankfurt besucht hatte, dahin eingeladen. An Main und Rhein knüpften sich so die Schicksalsfäden, die ihn für Lebensmitte und -ende glücklich banden, aber vom Rheine ferner hielten.

Aus den Wirren der „Campagne in Frankreich“ (im

* Die Zahlen in Klammern sind Band- und Seitenzahlen der 1. Abt. von Goethes Werken in der Weimarer Sophien-Ausgabe.

Badisches Landestheater

Tristan und Isolde

Es waren leider nicht allzu viele, die diesem Abend mit großer Erwartung entgegenzogen, und bei den kernern Knippte sich zudem die sichere Gewißheit eines Erfolges weniger an die Neuenstudierung, obwohl sie als solche mit ihren fünf Umbelegungen ebenfalls begrüßenswert hätte sein können, wie an den berühmten Gast, der hier einstweilen seinen Weg als Opernsänger begann.

Nun, Gunnar Graard, in dessen Reichen somit die Vorstellung zu überdauern stand, hat nicht enttäuscht. Ein Manto zwar ist, daß diesem norwegischen Tenor, der heute zu den bekanntesten Mitgliedern der Wiener Staatsoper zählt, das ausgesprochen heldische schon oder noch in der Stimme fehlt. Dafür hat er aber in der Wahrenreuther Schule sich eine ausdrucksvolle Darstellung und einen so vollendeten Stil des Sprechers (S. 111) angeeignet, daß sogar leichte Unbeholfenheiten, die sonst in der deutschen Sprachbehandlung bei einem Ausländer immer hören, fast verschwunden sind. Auch eine mitunter ganz ungewöhnliche Atembeherrschung hob zumal gegen Ende des Mittelalters seinen Tristan auf ein besonderes Niveau.

Die ihm zugehörige Isolde war nicht von gleich starker künstlerischer Gesamtpassung, doch daran trug wohl auch die fehlende Hand des Regisseurs Schuld, die sich mehrfach recht unangenehm bemerkbar machte und überhaupt den Weidrud „Neu einstudiert“ beinahe fragwürdig oder zumindest nur für den musikalischen Teil zulässig erscheinen ließ. Dafür entfaltete allerdings ihre Reich-Düris eine Stimmkraft und -pracht, so daß ihr Organ nicht nur bis zum Liebeshod voll ausreichte, sondern zeitweise sogar das ihres Partners weit übertraf, ferner zeitweise sogar das ihres Partners weit übertraf, ferner zeitweise sogar das ihres Partners weit übertraf.

Staatsdienste 1792), die ihn auch nach den Altertümern Triers und bei Tegel und anschließend die Mosel hinab führten, ist er zu Fritz Heinrich Jacobi nach Tempelfort g. Wöhler und hat sich von neuem an den „Hessendorfer Niederländischen Gemälden erbaut, für welche seine Vorliebe schon von Dresden her datierte. Diese Malerschule kam seiner Leidenschaft, „die Natur in der Kunst zu sehen“ besonders entgegen. Galtten ihn die Kriegswirren so abermals an den „herrlichen Strom“ geführt, auf dem er wiederum im Rahne hinab fährt (33, 176, 182, 183, 185), so schenkte ihm im Anschluß daran die Belagerung von Mainz im Hochsommer 1793 Wochen im Rheingau, die Ende Juli mit dem Einzugs in Mainz ihr Ende erreichten, wo ihm Erinnerungen aus der Knabenzeit wieder lebendig wurden (33, 321). Die kommenden Unruh- und Kriegszeiten hielten vom Reisen ab und die „Sehnacht nach dem lieben Rheinstrom“ wuchs; sie konnte erst 1814 nach Friedensschluß gestillt werden.

Zu des Rheins gestreckten Hügel, Hochgelegenen Gebieten (4, 65)

rollte aus der Kur in Wiesbaden der Wagen ins „angenehme Rheingau“, das Hochfest in Bingen im Hintergrunde, das diesmal zur Reihe der wiedererbauten Kapelle besonders gefeiert wurde. Auf der Fahrt wird „am Marktrännen“ angehalten, um sich am reichlich quellenden Wöhrwasser zu erquiden (34, 6), von welchem der auf der Hügelstrecke gewonnene Wein seinen Namen hat“ (Marktrännen). Rheinischen Volkes Leben ist Goethen vielleicht niemals so nahe getreten, wie beim „St. Modus-Fest zu Bingen am 15./16. August 1814“ (34, 1-45), an das sich die „Herbsttage im Rheingau“ bei Winkel im Brentanoschen Landgut angeschlossen (34, 49-61).

Das kommende Jahr 1815 ist das letzte, das Goethen am Rhein gesehen. Mit dem guten Geiste des befreiten Deutschlands, dem Freiherrn vom Stein, fährt er aus einer erneuten Wiesbadener Kur am 24. Juli zu den „Kunstschätzen am Rhein“, vom Tal-Ehrenbreitstein abermals im Nachen rheinab zunächst nach Köln, das seit drei Monaten förmlich an die Krone Preußens gefallen war. Goethes erbetene Denkschrift „Kunst und Altertum am Rhein und Main“ gibt ernsthaften Bericht (34, 69 ff.). Der Weg führt von Köln nach Bonn und weiter rhein-aufwärts.

Wichtige Maßnahmen zum Ausbau des Kölner Domes, von dem ein zweiter Original-Abriß in Paris damals eben gefunden worden war, ein Gegenstück zu dem ehemals im Domarchiv verwahrten Darmstädter Abriß, wie dieser auf Pergament sorgfältig in drei Blättern hergestellt, datieren von dieser Rheinreise.

Auch die Gründung der Universität Bonn steht im Zeichen dieser Rheinreise der beiden großen Erzellenzen, von Goethes Abschließsworten für das Rheinland.

(Vorfahrungen und Fortschritte.)

Jugend und Technik

Von E. Günther Gründel.

Aus dem Jochen bei E. G. Beck, München, erschienenen zukunftsollen Buche E. Günther Gründels „Die Erziehung der Jugend Generation“. Versuch einer umfassenden revolutionären Eindeutung der Krise.

Gleich nach dem Sport kommt in den Herzen der Jugend heute die Technik; besonders bei den Jüngsten. Sie lieben die scharfgeschnittenen Leiber junger Automobile... Sie sind begeistert für Radio und Vierstaktmotor. Im Dreck mit Reparaturzeug unter einem Auto zu liegen und eine schwierige Ranne spielend zu beheben, das bedeutet ihnen mehr als der Faust oder die Keule. Diese Jugend verwechselft vielleicht Einfonie und Simonie, aber bestimmt nicht BMW und DKW.

Das legitimste Kind dieser Technik und ihr treuestes Abbild im Kleinen ist heute das Motorrad, der erklärte Liebling der Jugend: faszinierend schön und scheinlich zugleich; die sportliche Bewegungsmaschine par excellence. Ein Auto ist natürlich auch schön, besonders wenn so ein „fabelhafter Wagen“ einen erstklassigen Motor hat. Aber ein starkes Motorrad ist vielleicht doch noch schöner. Im Auto, in dem man behaglich

In darstellerischem Sinne hielt sie sich hingegen gar zu eng an das starre Vorbild der früheren übermenschlichen Heroinnen, anstatt der neueren und richtigeren Auffassung der Hölde als fränkischer Frau durch bereites Mienenpiel vor allem erwünschten Ausdruck zu geben. Gemäß der Wahrenreuther Tradition wurde nun auch hier die Brangäne erstmals von einer Sopranistin gesungen, gleichwohl wühlte Marie Ganz sich klanglos trefflich abzugeben und bei den Nachgesängen doch nicht zu viel Sopran durchschimmern zu lassen. Neu besetzt war außerdem der Chor mit Carsten Derner. Im stimmigen Spiel wird er noch manches hinzulernten müssen, gefanglich dagegen war er schon recht zuverlässig. Die Fülle und Schönheit seiner herrlichen Bassstimme ließ Adolf Schöpf- lin wiederum dem König Marke, in kleineren und kleinsten Partien bewährten sich als teils neue Kräfte Karlheinz Pfister (Melot), Robert Kiefer (Girle), Viktor Gopsch (Cieurmenn) zusammen mit einem Chor, bei dem mitunter zwar auch das Anzulänglichke Ereignis war.

Infortrethkeiten im Technischen trübten schließlich mitunter noch das orchestrale Bild, trotzdem Josef Krupis sich als musikalischer Leiter sichtlich Mühe gab, über braves Mittelmaß und Unbeherrschten hinauszuwachen. Er erreichte es überraschend gleich im Vorspiel und namentlich im zweiten Akt, dessen Musik sich freilich quasi selbst spielt, weil sie so unendlich gefällig ist an Mianenreichtum, an Klangschönheit und seelischer Vertiefung, daß ihr gelegentliche Anzulänglichkeiten kaum etwas anhaben können. Aber von Zufälligkeiten ganz frei sollte eben ein neu einstudierter Tristan-Abend sowohl im szenischen wie musikalischen Teil verlaufen. Daß dem nicht so war und daß nicht einmal im Orchester alles blank, klar und einheitlich zu Gehör kam, bleibt bedauerlich und zwingt zu der Forderung nach einer baldmöglichen, desto gründlicheren und in jeder Beziehung dann einwandstreuen Erneuerung des Werkes.

S. 24.

liegt wie die Großväter in der stutische, wird man (mit lobenswerter Geschwindigkeit) durch die Gegend befördert. Auf dem Motorrad aber, das man zwischen die stahlharten Schenkel klemmt wie ein feuriges Pferd, ist man eins mit der Maschine, hat selbst die Hundertkilometergeschwindigkeit und kann sie (im Unterschied zum schnelleren Flugzeug) an den nur noch schattenhaft vorbeirasenden Bäumen der Straße in jedem Augenblick messen und greifbar empfinden. Die Bewegungsmaschine dort als Verkehrsmittel, hier als Vermittler persönlicher, sportlich dynamischer Erlebnisse. Der alte Spednaden hat kein Verhältnis zu seiner Reifelinousine; er fährt darin, weil er abends im Aufsichtsrat sitzen muß. Der junge Kerl aber ist heute in seine „Maschine“ verliebt — oft mehr als in sein Mädel. Das Motorrad ist ihm das vollkommenste Mittel, seine Dynamik auszutoben. Deshalb haben gerade unsere Jüngsten dieses lärmende Angelium heute ergriffen, fast wie frühere Jugend nur das Banner einer großen Idee. (Es mußte ihnen als „Idee“ herhalten, solange sie eine bessere noch nicht hatten). Daher: ihre Verliebtheit in dieses rasende, stinkende und knatternde Antier, vor der die Alten einmal wieder verständnislos stehen. — Das ist das ganze Geheimnis.

Die Technik ist also positiv, erfolgreich, sie ist sachlich und zuverlässig und entspricht außerdem unserer Dynamik. Da ist es denn kein Wunder, daß so viele von uns sie heute als Panier ergriffen haben. Zum mindesten ist das ein Ratbegeh, und vielleicht gar kein schlechter. Aber wir sind eine Generation mit verschiedener Rollenverteilung. Und unsere Altesten, die jungen Frontkämpfer mit ihrer ewigen Skepsis, sorgen für die nötige Kritik und erheben, im Verein mit einigen „ungeiltem“ Alten, ihre warnende Stimme. Vieles von dem, was sie uns einreden, sehen wir auch selbst; z. B., daß diese ganze Welt der Maschine, die doch stets nur Dienerin des Menschen war, heute ammaßend und vielfach bereits gefährlich thymatisch geworden ist. Wenn wir uns also wirklich in unsere Maschinen „verlieben“, bringen wir uns alle damit in um so größere Gefahr, aus Herren zu Sklaven unserer Geschöpfe zu werden; denn Liebe macht blind.

Das Institut für Volkspädagogik in Mainz

Auf der Mainzer Zitadelle, die noch bis 1930 von den Franzosen besetzt war, wird seit der Räumung ein Institut aufgebaut, das für die pädagogische Orientierung Wesentliches zu leisten verspricht. In der ganzen Welt macht es einen außerordentlichen Eindruck, daß eine Festung in ein Friedenswerk umgewandelt wird. Besonders Interesse verdient das Institut bei der deutschen Lehrerschaft der Volks-, Fach- und höheren Schulen. Die weiten Räumlichkeiten der Mainzer Zitadelle ermöglichen es, alle Schularten und Unterrichtsmethoden in besonderen Ausstellungen zu zeigen.

Ein großer Bau beherbergt die „Deutsche pädagogische Schau“. Es zeigt z. B. der Altanaer Berufslehre, wie Klempner- oder Schreinerlehrlinge von der ersten Stunde bis zur letzten, Schritt für Schritt in die Materialkunde, in das Zeichnen und Entwerfen und in die Ausfertigung der Gegenstände eingeführt werden. Der Kölner Handarbeitsaal zeigt, wie das Kind vom 3. Schuljahr an vom ersten Nadelstich bis zum letzten bei der Schulentlassung geführt wird. Diesen Saal hat Anna Mundorf, Köln, nach den Grundrissen ihres bekannten Werkes „Die neue Nadelarbeit in der Schule“ aufgebaut. Lehrer Becker zeigt, wie er seine einklassige Volksschule in Hornbach im Odenwald, in den Arbeitsunterricht einführt, und wie er die Kinder mit der Welt in Verbindung bringt. Ein anderer Saal ist von einer Frauenoberstufe, die die lebensnotwendigen Gebiete der späteren Hausfrau und Mutter betonen will, ausgestattet. Vor kurzem ist auch die Schau vollständig geworden, welche die Ziele und den Lehrgang des deutschen Vorkurslehrelehrens zeigt. Rektor Enderslin, Mannheim, hat jedoch die Ausstellung des Feudenheimer Schulsystems aufgebaut. Auch Rechenunterricht, Naturkunde usw. werden berücksichtigt, ebenso wie die Methoden der höheren Schule; eine besondere Abteilung ist der Jugendliteratur der Kulturböcker gewidmet.

Auch von den anderen Nationen wird in Mainz eine Fülle Material gezeigt, das in solcher Anschaulichkeit in Deutschland bisher nicht bekannt war. Im „Haus der Nationen“ erhalten die anderen Länder ihren besonderen Raum. So bietet sich die Möglichkeit einer vergleichenden Pädagogik.

Das „Lehrmittelhaus Deutschlands“ ist von allen wichtigen Firmen besetzt, so daß hier der Lehrer und Schulleiter stets die neuesten Lehrmittel besichtigen kann.

Das Mainzer Institut sammelt jedoch nicht nur die Materialien des Unterrichts- und Erziehungswesens, sondern es ruff auch die Menschen zusammen, die sich dem Lehrberuf widmen. Große Herbergen und Wohnhäuser bieten die Möglichkeit, hundert bis zweihundert Teilnehmer an den Tagungen zusammenzurufen. Es ist zu begrüßen, daß eine solche Sammelstätte nach Süddeutschland gelegt worden ist. Das Mainzer Institut kann als eine „Pädagogische Provinz“ im Goethischen Sinne zur Anregung der Pädagogik und zur Weiterbildung des Lehrerstandes außerordentlich beitragen. In Mainz können sich Fachkollegen aus den einzelnen deutschen Ländern treffen und gerade für Baden besteht hier eine nahe- liegende Möglichkeit, seine Unterrichtsfortschritte zu zeigen und auch von den Ergebnissen in anderen Ländern zu lernen. Es ist sehr zu wünschen, daß man auch in Baden die Bedeutung des Instituts erkennt und nach Kräften zur Ausgestaltung beiträgt. Wer es einrichten kann, sollte einen Aufenthalt in Mainz nehmen, um innerhalb eines Kurses oder auch ganz frei das dort Gebotene für seine Unterrichtspraxis auszuwerten.

Das Institut wird von Schulrat Dr. J. Niemann geleitet. Wir entnehmen dem Mitteilungsblatt, „daß in der nächsten Zeit Lehrgänge und Tagungen für die Landesschule, für Volkserziehung, für Nadelarbeit usw.“ stattfinden.